

Migrations- biographien in der deutschen Rechtswissenschaft

Herausgegeben von
Anatol Dutta und
Matteo Fornasier



Migrationsbiographien in der deutschen Rechtswissenschaft



Migrationsbiographien in der deutschen Rechtswissenschaft

Herausgegeben von

Anatol Dutta und Matteo Fornasier

Mohr Siebeck

Anatol Dutta ist Inhaber eines Lehrstuhls für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

orcid.org/0009-0002-4666-4892

Matteo Fornasier ist Inhaber des Lehrstuhls für Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht, Internationales Privatrecht und Rechtsvergleichung an der Ruhr-Universität Bochum.

orcid.org/0000-0001-6541-7374

ISBN 978-3-16-200859-6/eISBN 978-3-16-200860-2

DOI 10.1628/978-3-16-200860-2

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.

Publiziert von Mohr Siebeck Tübingen 2027.

© Anatol Dutta, Matteo Fornasier (Hg.); Beiträge: jeweiliger Autor/ jeweilige Autorin.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Lizenz „Creative Commons Namensnennung – Keine Bearbeitung 4.0 International“ (CC BY-ND 4.0). Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/>.

Jede Verwendung, die nicht von der oben genannten Lizenz umfasst ist, ist ohne Zustimmung der jeweiligen Urheber unzulässig und strafbar. Das Recht einer Nutzung der Inhalte dieses Werkes zum Zwecke des Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG bleibt ausdrücklich vorbehalten.

Gedruckt auf alterungsbeständiges Papier. Satz: Laupp und Göbel, Gomarlingen.

Mohr Siebeck GmbH & Co. KG, Wilhelmstraße 18, 72074 Tübingen, Deutschland. www.mohrsiebeck.com, info@mohrsiebeck.com

Inhaltsverzeichnis

Über dieses Buch	1
<i>Vassilios Skouris</i>	
Migration(en) mit Unterbrechungen	9
<i>Tiziana J. Chiusi</i>	
Ein Wintermärchen	25
<i>Daniel-Erasmus Khan</i>	
Das Blut macht den Fremden nicht	53
<i>Dennis Solomon</i>	
Migrationsbiographie? Ich?	71
<i>José Martínez</i>	
Sie kehren ja eh wieder zurück	83
<i>Bijan Fateh-Moghadam</i>	
(Nicht) Dazu gehören	95
<i>Michael Nietsch</i>	
Vielfältige Ansichten über Deutschland	117
<i>José-Domingo Rodríguez Martín</i>	
Ein Zufluchtsort in den Alpen: Wie ein Spanier sein Zuhause in der deutschsprachigen Welt entdeckte	141

<i>Jens M. Scherpe</i>	
Mittendrin aber nie ganz dabei	161
<i>Nadjma Yassari</i>	
Standardausländerin	183
<i>Hatem Elliesie</i>	
Interferierende Identitätszuschreibungen als Quelle des Erkenntnisinteresses	209
<i>Michael Grünberger</i>	
Diversitätsgeschichten eines Rechtswissenschaftlers	223
<i>Shu-Perng Hwang</i>	
Warum überhaupt nach Deutschland wechseln?	251
<i>Foroud Shirvani</i>	
Zwischen und Orient und Okzident	267
<i>Felipe Temming</i>	
Ein Westfale mit chilenischem Einschlag	277
<i>Imen Gallala-Arndt</i>	
Brücken zwischen Verbindung und Einsamkeit	311
<i>Yuanshi Bu</i>	
Offenheit und Nachhaltigkeit	319
<i>Elena Dubovitskaya</i>	
„Wir müssen leider draußen bleiben.“ – Und andere Kapitel meiner Geschichte	345

Anatol Dutta

Hier zu Hause, ein fernes Land im Herzen 369

Tanja Domej

Heimat – Fremde – Heimat 383

Matteo Fornasier

„Die Welt ist groß und Rettung lauert überall“ 399

Osman Isfen

Ich bin ein deutscher Wissenschaftler 429

Mehrdad Payandeh

Irgendwie dazwischen 437

Emanuel V. Towfigh

Bitte gehen Sie weiter, es gibt hier nichts zu sehen . . 451

Mohamad El-Ghazi

Vom Flüchtling zum Jura-Professor 471

Konstantina Papathanasiou

Es gibt keine Zufälle 487

*Rafael Harnos*Zufällige Erwachsenenmigration in die
deutsche Rechtswissenschaft 505*Dimitrios Linardatos*

Im Autobianchi nach West-Deutschland 545

Georgia Stefanopoulou

Deutsch(land) lernen 561

Jennifer Lee Antomo

Wohin du auch gehst, geh' mit deinem
ganzen Herzen 567

Grażyna Baranowska

Grenzübergänge: zwischen Herkunft und Forschung 595

Kristin Boosfeld

Mijn moeder 607

Elsemieke Daalder

Eine akademische Grenzpendlerin zwischen Leiden
und Münster 619

Michael Denga

Unsichtbare Migration ins Europäische Privatrecht 641

Aziz Epik

Ein Berliner Kind 667

Asif Butt

Migration, soziale Herkunft und juristische
Karrieren – eine soziologische Einordnung 685

Autorenverzeichnis 699

Im Autobianchi nach West-Deutschland

Dimitrios Linardatos

Wurzeln

Den Entschluss, nach Deutschland auszuwandern, fasste meine Mutter 1989 und setzte ihn gegenüber meinem Vater durch. Es sei besser für das Kind. Ich war zu diesem Zeitpunkt fünf Jahre alt. Was sie sich genau erhoffte, weiß ich nicht.

Mein Vater war zum Zeitpunkt meiner Geburt bereits über 50 Jahre alt. Er stammt von Kefalonia, einer ionischen Insel, die in Griechenland berühmt und berüchtigt ist, weil sie angeblich überwiegend „Dickköpfe“ produziert (seinen Teil dazu trägt das Nein [όχι] des griechischen Ministerpräsidenten Ioannis Metaxas zu dem Ultimatum bei, das Benito Mussolini den Griechen am 28. Oktober 1940 vor dem Beginn des griechisch-italienischen Krieges stellte – obwohl Metaxas tatsächlich von der ionischen Nachbarinsel Ithaka stammt). Dass er einen so tiefen Lebenschnitt mitmachen wollte, vermag ich im Nachhinein kaum zu verstehen; dass er den Schritt später mehrfach bereuen sollte, habe ich – teils bitterlich – erfahren müssen.

Meine Mutter stammt aus Nordgriechenland (Florina) und somit aus Makedonien, also jener Region, die in der Antike vor allem unter Alexander dem Großen eine regionale Großmacht war; das kulturelle Erbe strahlt bis in die heutige Zeit aus (Aristoteles war der Privatlehrer des makedonischen Feldherrn). Ich berichte deswegen davon, weil mich seit jeher

die Frage beschäftigt, welche Beweggründe es sind, die einen dazu veranlassen, trotz einer tief verspürten kulturellen und emotionalen Verbundenheit mit einem Landstrich das Glück an einem anderen Ort, letztlich sogar in einem anderen Land zu suchen. Welche schwerwiegenden Fehler muss ein Staat machen, dass die eigenen Bürger mit der Heimat so brechen (der Wanderungssaldo ist in Griechenland zwar jüngst wieder positiv geworden, der Rückkehreranteil bleibt aber überschaubar)? Sind solche Entscheidungen vielleicht ein Zeichen dafür, (das gesellschaftliche Konzept?) Heimat nicht über Gebühr zu strapazieren?

Meine Eltern konnten beide keinen regulären Schulabschluss vorweisen. Ich sage das mit Stolz. Denn sie haben mir trotz allem viel beigebracht und Unglaubliches ermöglicht. Als Person hat mich dieser Umstand am meisten geprägt. Ob er dies auch als Forschungsperson getan hat, darüber bin ich mir nicht sicher; ich vermute, dass er es jedenfalls als Lehrperson getan hat (später dazu mehr).

Mein Vater war das erstgeborene Kind und musste, der tradierten Rollenverteilung entsprechend, als ältester Sohn frühzeitig arbeiten gehen, zunächst um die Eltern, später um seine Geschwister zu unterstützen – sei es im Hinblick auf die Mitgift oder bei der Finanzierung einer Ausbildungsstelle. Er arbeitete auf dem Wochenmarkt, in Gaststätten, im Steinbruch und lange Zeit war er Taxifahrer in Athen. Seinen Wunsch, ein eigenes Fahrzeug mit Taxilizenz zu erwerben, hat er nie verwirklichen können.

Für die Familie meiner Mutter nahm das Leben eine entscheidende Schicksalswendung, nachdem mein Opa bei einem Verkehrsunfall schwer verletzt wurde und knapp zwei Jahre lang mit mehrfach gebrochenen Beinen im Krankenhaus lag. Zahlreiche Operationen legten die gesamte Finanzlage der Familie trocken. Eine kassenärztliche Versorgung

war damals praktisch nicht existent, ohne ein φακελάκι [Fakelaki] war ein OP-Termin nicht zu bekommen. Ein φακελάκι [Fakelaki] ist im Griechischen wörtlich übersetzt ein „kleiner Briefumschlag“ und ein Synonym für eine übliche Form der Korruption, bei der ein Anliegen erst Gehör findet, wenn dem Entscheidungsträger diskret ein Umschlag mit Bargeld überreicht wird. Chirurgen bildeten keine Ausnahme.

Nach seiner Genesung entschied mein Opa sich, nach Belgien auszuwandern, um möglichst schnell wieder Geld für die Familie zu verdienen. Das schlimmste Grubenunglück in der Geschichte von Belgien beim Kohlebergwerk *Bois du Cazier* kostete am 8. August 1956 insgesamt 262 Männer das Leben. Doch die Arbeit in der Grube musste weitergehen; man suchte händeringend – auch im Ausland – neue Arbeitskräfte. Mein Opa sah in der Arbeit unter Tage eine Chance, wieder auf die Beine zu kommen. Auch dort blieb er jedoch nicht von Unfällen verschont, denn solche gehörten unter Tage zum Alltag. Für meine Großeltern war das keine Dauerlösung, so dass die Familie nach einiger Zeit nach Griechenland zurückkehrte. Die Schule lief für meine Mutter in der Heimat eher schlecht als recht. Sie hatte u. a. Schwierigkeiten mit ihrer „Muttersprache“ und vermisste Belgien. Als die schulischen Erfolge ausblieben, während die finanzielle Lage der Familie weiterhin angespannt war, entschied mein Opa, sie von der Schule zu nehmen, um Kosten zu sparen. Eine zusätzliche Arbeitskraft zu haben – u. a. auf den Feldern, die man zu verantworten hatte –, erschien ihm sinnvoller. Mehr als eine (Grund-)Ausbildung zur Friseurin war ihr in den späteren Jahren nicht vergönnt.

Entscheidung zur Auswanderung

Wie genau meine Mutter es schaffte, meinen Vater zu überzeugen, im hohen Alter auszuwandern, weiß ich nicht. Sie wollte mir bessere Lebens- und Ausbildungsbedingungen ermöglichen. Auch in Griechenland waren der soziale und finanzielle Aufstieg – wie letztlich in vielen Ländern – schwierig. Der Sturz der Militärjunta war nun ca. 15 Jahre her, gleichwohl war Griechenland – welch Ironie der Geschichte – keine voll ausgebildete Demokratie. Weshalb meine Mutter glaubte, dass ich mehr schaffen könnte in Deutschland, weiß ich nicht. Womöglich war es einfach nur Wunschdenken. Ihre Schwester hatte geheiratet und lebte mit ihrem Mann in Göttingen, der dort eine Stelle am forstwissenschaftlichen Institut hatte ergattern können. Vielleicht hatte ihr meine Tante Hoffnungsvolles aus diesem fremden Land zu berichten. Trotz bescheidener finanzieller Mittel und gänzlich ohne Deutschkenntnisse entschieden sich meine Eltern, nach *West-Deutschland* auszuwandern.

Vielleicht verschwimmen Erinnerungen und Erzähltes in meinem Gedächtnis, doch ich glaube, mich noch genau erinnern zu können, wo und wie meine Eltern mir offenbarten, dass wir auswandern werden. Jedenfalls habe ich von diesem Augenblick eines der wenigen Bilder im Kopf, was wegen meiner Aphantasia ungewöhnlich ist. Wir ziehen nach „West-Deutschland“ eröffnete sie mir; in meiner Erinnerung lachte mein Vater, der links von mir lief. „Weshalb sagst du *West-Deutschland*“ fragte ich, als wäre das der bemerkenswerteste Teil ihrer Mitteilung. „Weil es ein *West*- und ein *Ost*-Deutschland gibt. Die beiden Teile werden von einer Mauer getrennt.“, erklärte sie mir. „Weshalb denn das, wenn beide deutsch sind?“ Meine Eltern lachten in meiner Erinnerung. Manch-

mal frage ich mich, ob das nicht für lange Zeit der unbeschwerteste Moment war.

Reise und Ankunft

Wir „wanderten“ mit dem Auto aus. Es war ein *Autobianchi* in einem Beigeton. Alle Habseligkeiten mussten in diesem für heutige Maßstäbe unfassbar kleinen Auto ihren Platz finden. Die Reise war lang (ca. 2.500 km); die Nächte verbrachten wir im Auto. Für meine Eltern eine unvergesslich bitterkalte Erfahrung, da schon kurz nach der griechischen Grenze die Heizung des *Autobianchi* ausfiel. Ich kann mich hingegen an praktisch nichts erinnern. Die meiste Zeit schlief ich wohl, was womöglich auch etwas mit der Kälte im Auto zu tun hatte, die uns alle anstrengte. Nicht einmal die Berge Innsbrucks habe ich in Erinnerung, obwohl wir dort wohl hielten und meine Eltern sehr beeindruckt gewesen sein müssen, weil sie dieses Panorama zum ersten Mal erlebten.

Meine erste Erinnerung aus Deutschland ist ein faszinierend blau leuchtendes Tankstellenschild von *Aral* an einer Raststätte; wir verbrachten dort wenige Stunden in der Nacht, in denen vor allem mein Vater ein bisschen Schlaf tanken wollte. Es klingt vielleicht albern, aber dieses Tankstellenschild empfand ich als „edel“. Der Rastplatz wirkte zudem so aufgeräumt und sauber. Ich merkte wohl, dass hier etwas anders war.

Meine zweite Erinnerung stammt aus Göttingen. Wir standen an einer Verkehrsampel neben einem Gebäude, das später mein Kindergarten werden sollte. Fremde Menschen winkten uns zu, lachten, applaudierten und jubelten. Ich verstand nichts und konnte es nicht fassen, wie unglaublich nett die Menschen in diesem West-Deutschland sein mussten. Es war

Ende November und was ich damals nicht wusste: Die *Berliner Mauer* war erst kürzlich gefallen und unseren *Autobianchi* verwechselten die uns zujubelnden Menschen mit einem *Trabant*. Sie dachten, wir seien Ost-Deutsche. Sie freuten sich über die Wiedervereinigung. Noch heute mache ich mir Gedanken über diesen Augenblick. Wovon hängt es ab, dass wir Menschen so solidarisch sein können?

Entscheidung zum Studium

Dass ich eines Tages studieren würde, war nicht selbstverständlich. Die Schule fiel mir schwer. Wirklich integriert fühlte ich mich nie. Auch fehlte mir in der Regel die Motivation, für die Schule zu lernen. In den ersten Jahren in Deutschland hatten mein Vater auf dem Bau und meine Mutter am Fließband eines Automobilzulieferers gearbeitet. Ein tiefer Einschnitt folgte, als meine Mutter erkrankte und von ihrem Arbeitgeber nicht weiterbeschäftigt wurde (arbeitsrechtlich wäre der Vorgang jedenfalls nach heutigen Regeln nicht rechters gewesen). Sie entschieden sich, das zu tun, was viele Einwanderer taten, und versuchten ihr Glück in der Gastronomie – teils zusammen mit Verwandten (nie eine gute Idee), teils allein (ein Kampf). Mein Vater blieb nicht durchgehend in Deutschland. Ich half früh mit und verantwortete mit 14 Jahren die Buchführung, übernahm nach der Schule den Service, ging beim Einkaufen und Putzen zur Hand usw. Natürlich war ich bockig, was sich darin ausdrückte, dass ich es nicht einsah, nun auch noch für die Schule zu schuften. Letztlich würde ich heute sagen: Ich hatte Glück, die Schule abzuschließen (eine Ehrenrunde war dabei), und zugleich überhaupt die Perspektive zu haben, mit dem Abiturzeugnis (was eher beschämend war) einen Studienplatz zu finden.

Zunächst hatte ich gar nicht vor, zu studieren. Mein „Traum“ war es, in den Polizeidienst zu gehen. „Verbeamtet in Deutschland sein, stell dir das mal vor, Mutter“. Ich glaubte, dass sich alle Mühen in dem Moment auszahlen würden, in dem man mir die Ernennungsurkunde überreichte. Dass ich überhaupt ein Studium antrat, hing mit den Terminen zum Einstellungstest bei der Polizeischule zusammen. Diese lagen sehr spät im Jahr und man riet mir, einen „Plan B“ zu haben – das würde sich in der Persönlichkeitseinschätzung im Einstellungsverfahren positiv bemerkbar machen (ob das stimmte: keine Ahnung). Ich hatte allerdings keine Leidenschaft für ein Studium – die Vorstellung erschien mir sogar absurd: Jemand mit meinen schulischen Leistungen ohne jeglichen Akademikerhintergrund könne doch nicht studieren. Ich erzählte meiner Mutter davon und sie sagte, ich könne mir das Studium einfach für ein Semester „anschauen“. Wirklich logisch erschien mir die Idee nicht (ich glaube, meine Eltern wollten mir einfach ermöglichen, mal „rauszukommen“). „Was soll ich denn studieren?“, fragte ich ungläubig. „Polizei hat etwas mit Recht zu tun, Jura hat etwas mit Recht zu tun: Versuch doch Jura.“ Heute kann man nur lachen darüber, dass dies der entscheidende Anstoß war. Ich bewarb mich also u. a. in Marburg und hatte Glück, dass es durch eine Programmumstellung (soweit ich das erinnere) recht viele Studienplätze für das Wintersemester 2005/2006 gab – mehr als Bewerber, und so bekam auch ich einen Studienplatz, obwohl ich in den Jahren davor und danach nicht am NC vorbeigekommen wäre.

Studium und danach

Im ersten Semester erlitt mein Vater einen Schlaganfall und so glaubte ich, dass das Studium in Marburg ein Ende nehmen werde, noch bevor es richtig angefangen hatte. Er war halbseitig gelähmt und somit war es kaum möglich, den Restaurantbetrieb fortzusetzen. Ich bereute es, den Versuch in Marburg gestartet zu haben: Anstatt mit einem Ausbildungsgelalt auf eigenen Füßen zu stehen, hatte ich einen Studienplatz angenommen, der einfach nur Geld kostete. Ich wusste, dass die Situation meine Eltern sehr in Bedrängnis bringen würde. Mein Vater erholte sich einigermaßen schnell (er scherzte, dass er im Kopf genug hohle Stellen hatte und sich deshalb der Schlaganfall nicht so massiv ausgewirkt hatte). Meine Eltern versuchten etwas über ein Jahr lang, den Betrieb so weit wie möglich fortzuführen. Letztlich entschied man sich aber, das Restaurant zu schließen. Meine Eltern waren der Meinung, das würde man schon irgendwie stemmen können. Sie verzichteten auf alles, was ging. Dank ihrer Zuversicht, BAföG und einer Hilfskraftstelle schaffte ich es, das Studium abzuschließen. Wie es letztlich dazu kam, verstehe ich teils bis heute nicht. Ohne die Bereitschaft meiner Eltern, ihre eigenen Interessen und Wünsche so weit hintenanzustellen, hätte ich es jedenfalls nicht geschafft. Bis heute muss ich daran denken, dass sie heimlich alles an Schmuck zusammenkratzten, was sie noch hatten, und für 900 EUR verkauften, um mich zu unterstützen. Ich wünschte, sie hätten sich mehr ermöglichen können, als sie noch jünger waren bzw. als mein Vater noch lebte. Es beruhigt mich zu wissen, dass sich ihre Opferbereitschaft ausgezahlt hat, ich mein Studium gepackt und auch danach etwas daraus gemacht habe – obgleich ich heute verstehe, dass berufliches Fortkommen nicht alles ist. Es gibt so viel mehr als die Arbeit.

Im Studium spielte mein „Background“ weit weniger eine Rolle, als das in der Schule der Fall gewesen war, und das war wohl für meinen positiven Studienabschluss entscheidend. Die Anonymität der Klausuren half mir, meine Unsicherheit abzuschütteln. In der Schule wurde ich oft gemäßregelt mit der Begründung, ich müsse mein griechisches Temperament zügeln (was soll das sein?). Im Studium spielten meine Herkunft und mein (vermeintliches) Temperament hingegen keine Rolle, weil ich in der Klausur nur eine Nummer war. Zudem half mir die Tatsache, dass ich nunmehr selbstbestimmt entscheiden konnte, wann, was und wie ich lernte. Aus heutiger Sicht waren also Anonymität und Selbstbestimmtheit entscheidende „Erfolgsfaktoren“ für mich. Das Gefühl, in irgendeiner Form ein Talent zu haben, machte mir Mut und gab mir Durchhaltevermögen. Viel Glück kam hinzu, weil zufällige Begegnungen ihren Teil beitrugen, indem mir Kommilitonen aus höheren Semestern kleine Tipps gaben, die sich für mich als goldrichtig erwiesen und einen weitaus größeren Effekt hatten, als die Tippgeber vermutlich glaubten.

Dass ich nach dem ersten Staatsexamen promovierte, hatte sicherlich etwas damit zu tun, dass ich meine Eltern stolz machen wollte. Im unmittelbaren Familienkreis – und der ist in der griechischen Kultur weit gezogen – bin ich der Einzige mit einem Dokortitel. Die meiste Zeit während meiner Promotion begleitete mich das verunsichernde Gefühl, mir etwas anzumaßen, wofür ich nicht geeignet bin. Ich wollte die Promotion einfach nur irgendwie schaffen, möglichst nicht zu lang brauchen, um endlich „ordentliches“ Geld verdienen und meine Eltern endgültig entlasten zu können.

Persönliche Erfahrungen und Gemeinschaftsgefüge

Meine Herkunft ist in verschiedensten Kreisen und gesellschaftlichen Situationen bis heute ein Thema geblieben, so etwa, wenn ich gefragt werde, wo ich so gut Deutsch gelernt habe. Eine Frage, die mich irritiert und zunehmend ärgert. In der Schule? Im täglichen Umgang mit meinen Mitmenschen? Was soll man darauf antworten? Und was ist der Hintergrund der Frage?

Irritierende Erfahrungen blieben im professionellen Umfeld singulär. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir lediglich eine Situation: In der Kanzlei, in der ich knapp zwei Jahre tätig war, durften sich die Anwälte auf Kosten der Kanzlei ein Abendessen bestellen, wenn sie absehbar nach 20 Uhr noch im Büro arbeiten würden (was natürlich häufig vorkam). Das Essen wurde in einem der Konferenzräume zur Abholung bereitgestellt; manche Anwälte nahmen sich 15 Minuten Zeit (das machte am späten Abend eh keinen Unterschied mehr), aßen im Konferenzraum und nutzten die Gelegenheit, sich mit den anderen Kollegen zu unterhalten. Einer meiner Kollegen witzelte, als die Finanzkrise und die Auswirkungen auf Griechenland thematisiert wurden, ich könne ja sicherlich als Grieche nicht über mangelnde Unterstützung vom deutschen Staate klagen. Ich war fassungslos, da er sehr genau wusste, dass ich fast mein ganzes Leben in Deutschland verbracht hatte. Mich schmerzte das Bild des faulen griechischen Schmarotzers, das ihm in diesem Moment vor Augen stand, während ich noch genau in Erinnerung hatte, dass meine Oma permanent zitterte, ob sie zum Monatsanfang ihre mickrige Rente ausgezahlt bekommen würde (die Auszahlung erfolgte tatsächlich wiederholt verspätet). Solche und ähnlicher Erfahrungen („Neckermann-Deutscher“, weil ich

die doppelte Staatsangehörigkeit habe) mag es gegeben haben, sie haben mich sicherlich auch mitgeformt; auf meine Forschung hatten sie aber keine weitergehenden Auswirkungen. Dafür blieben sie – glücklicherweise – auch zu singulär.

Als problematisch an dem Thema „Migrationsgeschichte“ empfinde ich, dass man automatisch über Schwierigkeiten, Herausforderungen oder Ausgrenzungen zu sprechen scheint. Die gab es und gibt es sicherlich. Aber es gibt auch die anderen Seiten: Mein Biologielehrer, der in der Nachbarschaft lebte und mir trotz schwerster Erkrankung beizeiten Nachhilfe gab, damit ich es durchs Abitur schaffe; die Stammkunden, die einmal mehr „zu ihrem Griechen“ gingen, auch wenn es vielleicht der Appetit nicht verlangte, weil sie die Familie unterstützen wollten; der Vermieter, der uns verschiedentlich durch schwierige Einkommenssituationen half; mein akademischer Lehrer Georg Bitter, der mir sein Vertrauen schenkte, obwohl er mich als externen Bewerber persönlich nicht näher kannte. Haben diese Unterstützungen etwas mit der Migrationsgeschichte zu tun? Ich denke nicht. Es waren nur Gesten der Menschlichkeit und der Objektivität. Solche und viele andere Menschen, die selbstlose Unterstützung und „das Fremde“ nicht per se fürchten, sind das unsichtbare Rückgrat unserer Gesellschaft. Eine Migrationsgeschichte mag dabei hinzutreten, aber das eine hat mit dem anderen nichts zu tun.

Über die eigene Migrationsgeschichte zu sprechen, halte ich nichtsdestotrotz für wichtig, weil Menschen mit ähnlichen Geschichten einen Anknüpfungspunkt gebrauchen können, um in der einen oder anderen Situation den nötigen Mut zu fassen oder die Zuversicht zu behalten. Gleichzeitig halte ich es für problematisch, weil es nur ein schmaler Grat ist, von dem die Geschichte abrutschen kann, wenn die Herausforderungen eine Überbetonung erfahren, wo man doch einem Land und einer Gesellschaft dankbar ist, die einem

Möglichkeiten eröffnet haben, welche man in dieser Form im eigenen Land womöglich nicht gehabt hätte. Es gehört deswegen dazu, auch deutlich zu machen, dass die Herausforderungen bisweilen der fehlenden Unterstützung aus der eigenen Community geschuldet waren. Manche konnten sicherlich nicht unterstützen (sei es aus sprachlichen oder aus finanziellen Gründen), andere wollten es nicht. Es war auch nicht ungewöhnlich, vorgehalten zu bekommen, man würde den eigenen beruflichen Werdegang und die eigenen Ambitionen zu wichtig nehmen. Missgunst und Neid sind Wörter von weitreichender Bedeutung, aber sie existieren nicht grundlos. Migrationsgeschichten haben deswegen von Erfolgen zu berichten, weil die offenen Herzen fremder Menschen solche und ähnliche Nachteile aus dem eigenen „Herkunftskreis“ ausgeglichen haben. Man sollte sich immer vor Augen halten, wie wichtig jeder noch so kleine gesellschaftliche Beitrag ist. An meinem Beruf habe ich deswegen Freude, weil ich ihm mit der Zuversicht nachgehe, gesellschaftlich etwas zurückgeben zu können.

Auswirkungen auf die Forschung

Zu meinem engen Freundeskreis zähle ich keine Griechen. Mir war es, schon seitdem ich das erste Mal darüber bewusst nachgedacht habe, wichtig, „integriert“ zu sein. Ich habe damit keine politische oder gesellschaftliche Haltung verbunden. Es war schlichtweg eine Selbstverständlichkeit, denn hier in Deutschland war nun meine Heimat, und es kam mir „unschlüssig“ vor, sich in erster Linie mit Griechen zusammenzutun. Letztlich führte diese etwas distanzierte Haltung dazu, dass praktisch kein Kontakt zur griechischen Community entstand, obwohl manche meiner Verwandten beispie-

weise in der griechischen Gemeinde in Göttingen sehr aktiv waren.

Diese Haltung hat sich auf meine Forschungsausrichtung ausgewirkt. Rechtsvergleiche mit Griechenland habe ich partout und entschieden vermieden. Ich wollte nicht als Nischen-Jurist wahrgenommen werden, der untergekommen ist, weil er aufgrund einer biographischen Zufälligkeit ein Forschungsfeld bedienen kann, das anderen unerschlossen bleibt.

Bisweilen bin ich bei Kollegen hinsichtlich der Begründung, weshalb sie Wissenschaftler geworden seien, auf die Phrase gestoßen, „Beruf komme von Berufung“. Das leuchtete mir objektiv lange Zeit durchaus ein: Wer als Wissenschaftler einer so ehrenvollen Tätigkeit mit gesellschaftlicher Verantwortung nachgeht, sollte bestenfalls aus gravitäischem Ernst berufen sein. Mittlerweile betrachte ich diese Begründung skeptisch, weil ihr eine Selbstüberdehnung innewohnen mag (ein herrliches Wort von Sloterdijk). Gerade Menschen mit Migrationsgeschichte sind bisweilen an unsichtbaren Wänden abgeprallt. Sie sind zwangsläufig nicht Teil der in diesem Werk erzählten Geschichten, obwohl sicherlich auch sie – trotz aller Hürden – von beachtlichen Erfolgen zu berichten haben. Die Gründe, weshalb jemand letztlich nicht dauerhaft der Wissenschaft angehört, sind vielfältig. Manche hatten vielleicht schlichtweg keine Fortune zur rechten Zeit. Ihre Geschichten sind deswegen nicht weniger erfolgreich – auch sind es nicht die Lebenswege derjenigen, die – statistisch gesehen – mit einer Vorbestimmung in einen vermeintlich „privilegierten“ Kreis hineingeboren wurden. Man sollte sich hüten, die eigene „Erfolgsgeschichte“ zu überzeichnen – Migration hin oder her.

Von einer Berufung, von besonders ehrenhaften Antriebsgründen kann ich ohnehin nicht berichten: Ich verband mit

allen Berufsetappen einen (bildungs-)gesellschaftlichen Aufstieg, gepaart mit einer finanziellen Sicherheit, die mir bis dato unbekannt war und deshalb sehr erstrebenswert erschien. Mitunter ergreift mich fast schon eine gewisse Scham für diese Haltung, weil sie womöglich nicht dem Idealbild eines Wissenschaftlers entspricht. Es ist jedoch die Wahrheit und nichtsdestotrotz kann ich sagen, dass ich mir meiner Verantwortung in meiner Position sehr bewusst bin und sie für mich entscheidungsleitend ist.

Wie sich im Übrigen meine Migrationsgeschichte auf meine Forschungsperson ausgewirkt haben könnte, ist schwierig zu bestimmen. Nach meinem Gefühl könnte ein relevanter Aspekt sein, dass ich die eigene Rechtsauffassung nicht als allzu wichtig empfinde, da die Welt nicht unbedingt untergeht, wenn man einer anderen Lösung folgt, weil ich weiß, dass das Leben ganz andere Widrigkeiten zu bieten hat und es ein Glück ist, den Luxus zu haben, den Tag damit verbringen zu dürfen, über teils randseitige Auslegungsfragen zu sinnieren, zu schreiben oder zu debattieren. Das mag nicht sonderlich glaubwürdig klingen, weil man stets versucht, den eigenen Text disziplingerecht bestimmt oder pointiert zu formulieren. Aber es ist so. Mir raubt es nicht den Schlaf, wenn man meiner Ansicht nicht folgt. Etwas anderes treibt mich hingegen manchmal schon um: Der Vorwurf, etwas „verkannt“ oder einen methodischen Fehler begangen zu haben, verunsichert mich. Ist der methodische Vorwurf stichhaltig, ergreift mich der Gedanke, dass ich es hätte besser wissen müssen: Ich gehöre nicht hierher, denn ein Bildungsbürger bin ich nicht. Rational begründet dürfte dieser Gedanke nicht sein. Ein Fehler ist ein Fehler. Und da Fehler nur menschlich sind, können sie jedem Autor unterlaufen. Man sollte sie also nicht zu hoch hängen. Als Juristen haben wir das Privileg, die Aufgabe, aber auch die Pflicht, unseren Beitrag im gesamtgesellschaftlichen

Sinne zu leisten. Solange man dem nach bestem Gewissen nachkommt, sind vermeidbare Fehler ärgerlich, aber nicht weltbewegend. Es gehört zur guten Wissenschaft, eigene Standpunkte (auf Hinweis) überdenken zu können.

Wo sich meine Migrationsgeschichte hingegen (hoffentlich) ausgewirkt hat, ist in der Lehre. Es ist mir ein Anliegen, den Studierenden mit Tipps und Verständnishilfen den Zugang zur Materie zu erleichtern. Im Detail möchte ich das hier gar nicht beschreiben, denn ich denke nicht, dass sich meine Lehre in irgendeinem Sinne abhebt von jener der Kollegen. Benennen möchte ich nur einen gewissen inneren Antrieb, Studierende im Rahmen meiner Möglichkeiten zu unterstützen, damit sie besser verstehen, welche Handwerkzeuge ihnen zur Verfügung stehen und wie diese in einem förderlichen Sinne eingesetzt werden können.

Schluss

Was mich als Person beeinflusst hat, ist die Einsicht, dass meine Eltern aus unglücklichen Launen der Lebenswirklichkeit heraus ihr Potenzial nicht ausschöpfen konnten. Manche Fertigkeiten, die mir bei meinem Werdegang geholfen haben, habe ich über die Jahre bei meinen Eltern wiederentdeckt – ohne dass sie die Möglichkeit hatten, daraus vergleichbar Kapital zu schlagen. Mich stimmt dieser Gedanke immer wieder traurig. Wie viele Menschen gibt es da draußen, die wegen einer schlechten Laune des Zufalls nicht die Chance erhalten haben, ihre Talente auszuschöpfen?

Ich bin dankbar für die Wegschneisen, die meine Eltern und andere Menschen für mich geschlagen haben, damit ich meine Ziele und vor allem Wünsche erreichen konnte. Es stimmt mich froh, vor allem meine Eltern stolz gemacht zu

haben. Auf meinem Lebensweg bin ich immer wieder anderen Lebensschicksalen begegnet, talentierten jungen Menschen, die – aus verschiedenen Gründen – nicht so viel Unterstützung erfahren konnten. Dass meine Geschichte bis zum heutigen Tag einen anderen Weg genommen hat, ist für mich eine Motivationsquelle. Es wäre eine kaum tragbare Nachlässigkeit und Arroganz, die geschenkten Möglichkeiten nicht zu nutzen, um etwas zurückzugeben.

Dimitrios Linardatos, geboren 1984 in Maroussi (Griechenland), Studium der Rechtswissenschaften an der Philipps-Universität Marburg, Promotion (2013) an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Zweites Staatsexamen (2014), Habilitation (2021) an der Universität Mannheim; 2014–2016 Rechtsanwalt und Associate bei Hengeler Mueller in Düsseldorf; 2021–2023 Vertretungsprofessor für Bank- und Finanzmarktrecht an der Universität Liechtenstein; seit 2023 Inhaber des Lehrstuhls für Bürgerliches Recht, Recht der Digitalisierung und Wirtschaftsrecht an der Universität des Saarlandes.